

den darstellenden Betrachter zu fesseln vermögen. [...] Verbindungen zwischen den einzelnen Zweigen der Erkenntnis bieten sich an, der Weg der Ausbildung wird mit ihrer Hilfe rascher und sicherer durchmessen« (S. 73). Die politischen Kämpfe in Brabant und Flandern, bei deren Darstellung Forster zu ersten Einsichten in die revolutionäre Rolle der Volksmassen kommt, werden jedoch trotz dieses Totalitätsanspruchs von Wuthenow lediglich mit der Bemerkung gestreift: »Im 2. Teil herrscht die politische Welt vor« (S. 77).

Das Kapitel über Forsters Teilnahme an der Mainzer Revolution 1792/93 zeigt lediglich die Vernunftgründe, die den berühmten Aufklärer dazu veranlaßt haben, bei der unsicheren Sache in Mainz mitzumachen. Über Forsters Tätigkeit als Mitglied und späterer Präsident des jakobinischen Klubs »Gesellschaft der Freunde der Freiheit und Gleichheit« wird hier nichts mitgeteilt. Ins Zentrum des Schlußkapitels stellt Wuthenow einen Brief, in dem Forster am 16. April 1793 – also noch zur Zeit der Herrschaft der Gironde – seiner Frau kurz nach der Ankunft in Paris über seine Enttäuschung dort schreibt. »In diesem Zwiespalt von Entsetzen und Erwartung hat G. Forster neun Monate hingebracht und ist sich im Lauf dieser Monate bewußt geworden, wie sehr ihn Herz und Vernunft nach Frankreich ziehen, aber allmählich auch, wie viel vorteilhafter es wahrscheinlich gewesen wäre, diesen Weg nicht zu gehen« (S. 133). Zweifellos führte die von der Gironde verschuldete Aufgabe von Mainz Forster in eine tiefe Krise; auch sind die Reserven, die er in einigen Punkten gegenüber der Führung der Jakobiner hatte, nicht zu übersehen. Es entsteht aber ein falsches Bild, wenn Wuthenow die Position Forsters, der auch in Paris Mitglied des Jakobinerklubs war, mit seinen für Deutschland bestimmten letzten Schriften die Revolution verteidigte und die feudale Reaktion schneidend verhöhnte, mit Äußerungen Wielands und Hegels über den Charakter der Französischen Revolution zusammenbringt. Gerade die positive Stellungnahme zum demokratischen Kampf des Volkes unterscheidet Forster gründlich von den abgehobenen geschichtsphilosophischen »Würdigungen« der Französischen Revolution bei den »klassischen« deutschen Dichtern und Denkern. Friedrich Rothe

Eric J. Hobsbawm, *Industry and Empire. An economic history of Britain since 1750*, 2nd impression with corrections, Weidenfeld & Nicolson, London 1969, XII, 336 S., Ln., 4,50 £.

Der Verfasser beschreibt sein Buch als eine »Wirtschaftsgeschichte Englands seit 1750«, aber er sorgt nicht dafür, daß seine Leser einen systematischen Überblick über die Änderungen bekommen, die in der englischen Wirtschaft in den letzten 200 Jahren vorstatten gingen. Ein Autor, der ein derart wichtiges Thema wie die industrielle Revolution zwischen 1780 und 1840 auf weniger als 20 Seiten diskutiert, kann kaum erwarten, mehr damit zu tun, als nur sehr oberflächlich einige Aspekte dieses Themas zu berühren. Was Prof. Hobsbawm seinen Lesern anbietet, ist ein provokativer Kommentar zu den seriösen Arbeiten anderer Historiker – eine Serie von brillanten Aufsätzen über verschiedene Aspekte der englischen Wirtschaftsentwicklung während und nach der Industrialisierungsperiode. Der Vergleich des Verfassers zwischen der industriellen Revolution in England – der ersten in der ganzen Welt – und den Versuchen von Entwicklungsländern, moderne Industrien zu fördern (S. 44 bis 45), mag kurz sein, aber er trifft den Kern der Sache. Der Autor ist besonders anregend, wenn er die Art beschreibt, mit der die industrielle Revolution die Lebensformen der verschiedenen sozialen Schichten veränderte. Prof. Hobsbawm malt ein düsteres Bild – vielleicht ein etwas zu düsteres – über die Leiden der Arbeiter zwischen 1780 und 1850. Seine Behauptung, daß Englands Außenpolitik im 18. Jahrhundert vollkommen wirtschaftlichen Zwecken untergeordnet gewesen sei (S. 33), daß die 1840er Jahre zu Recht die »hungrigen Vierziger« genannt würden und daß Marx und Engels durchaus richtig gedacht hätten, als sie behaupteten, daß der Geist des Kommunismus schon vor 1848 umgegangen sei, ist,

gelinde ausgedrückt, sehr fraglich. Aber ob man mit Prof. Hobsbawm übereinstimmt oder nicht, man kann sich seinen Argumenten nicht völlig verschließen, und allein die Brillanz seiner Ausdrucksweise wird ihm viele Leser sichern.

W. O. Henderson

Rudolf Rübberdt, *Geschichte der Industrialisierung. Wirtschaft und Gesellschaft auf dem Weg in unsere Zeit* (= Beck'sche Sonderausgaben), C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München 1972, X, 407 S., Ln., 25,80 DM.

Vor einigen Jahren hat sich die deutsche Sozialwissenschaft der Frage gestellt: »Spätkapitalismus oder Industriegesellschaft?« (Th. W. Adorno, Hrsg., Stuttgart 1969). Sie konfrontierte hiermit die sog. »Konvergenztheorie«, d. h. jene Theorie, nach der die *Industrialisierung* eine die Gesellschaftsformen übergreifende oder sogar prägende Kategorie des historischen Wandels sei, in der *Industrialisierung* als historische Phase aufgefaßt wird, in der bestimmte aus der industriellen Produktionsweise abgeleitete technologisch-organisatorische Sachzwänge den Einfluß aller anderen historischen Faktoren (wie z. B. das Privateigentum an Produktionsmitteln) völlig überwältigen. Diese These des »Primats der Industrialisierung« war aus der wissenschaftlichen Beschäftigung mit der »Systemkonkurrenz« (kapitalistische Marktwirtschaft gegen sowjetische Planwirtschaft) nach dem Zweiten Weltkrieg entwickelt worden und erhielt vielleicht ihren allgemeinsten Ausdruck in dem weitverbreiteten Werk des amerikanischen Wirtschaftshistorikers W. W. Rostow »Stadien des wirtschaftlichen Wachstums. Ein nicht kommunistisches Manifest«.

In den späten 1960er Jahren war es wirklich an der Zeit, diese These in Frage zu stellen. Man konnte mit Recht fragen, wieso »Industriegesellschaften« nur eine Minderheit der Weltbevölkerung umfaßten. Man konnte mit Recht auf bestimmte Eigenschaften, Institutionen und Praktiken der Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung der kapitalistischen Industrieländer hinweisen, die man seit Jahrzehnten dort – und nur dort – als »Systemkomponente« identifiziert hat: der noch vital, wenn auch stärker internationalisiert erscheinende Kapitalmarkt, die damit im Zusammenhang stehende, immer stärker werdende Konzentration der Vermögensbildung, die noch andauernde Konzentration ökonomischer Macht unter einer schrumpfenden Zahl von Großunternehmen, die zunehmende Rolle des Staates und der Rüstungswirtschaft und auch das zunehmende Gewicht des Gewerkschaftsapparates als politische Stabilisatoren usw.

Ob »Spätkapitalismus« der geeignetste Gegenbegriff zur Industriegesellschaft gewesen ist, möchte ich bezweifeln. Es war jedenfalls gut, die historische Allmacht des letzteren in Frage zu stellen. Die Diskussion läuft inzwischen weiter. Es fehlt weder an Kritikern noch Verteidigern des Industrialisierungsprimats. Das ist verständlich und auch zu begrüßen, denn in dieser Auseinandersetzung liegen wichtige ungelöste Fragen verborgen: In welcher Relation stehen Produktionsweise und Produktionsverhältnisse zueinander? Wie stark und verbindlich sind die technologischen Sachzwänge für die Gesellschaftsformen? Inwiefern und im Rahmen welcher Zeitdimensionen sind jene technologischen Größen politisch steuerbar? Auch nur eine partielle Beantwortung solcher Fragen setzt erhebliche historische Kenntnisse voraus, welche trotz fleißiger langjähriger Industrialisierungsforschung bislang nur bruchstückhaft greifbar sind. Daher sind neue Beiträge zum Thema an sich willkommen, selbst populärwissenschaftliche Arbeiten. Damit kommen wir zum Gegenstand dieser Besprechung: ein populärwissenschaftliches Buch von Rudolf Rübberdt über Industrialisierung mit Urteilen über Systemkonvergenz, Individualismus, Geschichte und manche andere Themen.

Vom Titel, von der Anlage und von zahlreichen direkten Stellungnahmen her kann das Buch als Plädoyer für die These des »Primats des Industrialisierungsprozesses« klassifiziert werden.